

Hallesche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 119.

Halle, Montag, 12. März 1894.

186. Jahrgang.

Telegraph-Adresse: Courier Halle.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten der Halleschen Zeitung.)

Berlin, 11. März. Wie die Berl. Neuest. Nachr. melden, theilt Professor Schwinger in einem Privattelegramm aus Nordamerika mit, daß ihm jetzt erst von der Regierung des Grafen Dönhofs-Friedrichen Kenntniß geworden ist, in der er und Geheimrath Krupp als Zeugen für eine vorgedachte Erklärung des Fürsten Bismarck bezüglich des russischen Handelsvertrages angerufen würden. Er habe unwillig, denn Geheimrath Krupp im Auftrag und Dementierung seiner Versicherungen erwidert, da er Mittheilungen, wie die ihm zugeschriebenen, weder gemacht habe, noch habe machen können.

Elbing, 11. März. Das Schwurgericht verurtheilte das Leinwandfabrikanten Wilhelm Schubert aus D. Elb. zum Tode. Derselbe hatte im September 1892 ihr Kind in Gemeinschaft mit dem Musikleiter Mathae ermordet und die Leiche in den Gieserichsee geworfen. Mathae, der hier als Zeuge vernommen wurde, ist bereits im Juni v. J. durch das Kreisgericht des 17. Amtsbezirks wegen desfallsigen Verbrechens zum Tode verurtheilt worden. Die Vollziehung des Urtheils mußte bis zur Beendigung des Prozesses gegen die Schubert aufgeschoben werden.

Hannover, 11. März. Wie die „Post“ aus früherer Quelle vernimmt, erklärte der Abgeordnete von Bennigsen, demnächst demissioniren und sich nach Zübingen ins Privatleben zurückziehen zu wollen.

Wien, 11. März. Den im Mai in Pola stattfindenden Flottenmanövern wird, wie der „Neuer Abend“ berichtet, der Kaiser von Oesterreich beizuhören. Während der Manövertage wird der deutsche Kaiser die Marineartillerie in Pola befehligen.

Wien, 11. März. Der „Politischen Korrespondenz“ wird von ihrem Petersburger Korrespondenten aus angeblich authentischer Quelle gemeldet, die Verhandlungen des „Gaulois“ von einer zwischen Rußland und Frankreich bestehenden Militärkonvention entbehren jeder Begründung.

Köln, 11. März. Aus dem gestrigen Abendknechtstische, der zwischen Prag und Wien verkehrt, sprang unweit der Station Duxal ein Passagier, ohne sich zu verletzen, während der Fahrt heraus und entfiel. Er wurde jedoch von Passagierern ergriffen und den letzten Bestimmungsort übergeben. Dort gab er an, August Böhmig zu heißen. Zehner, welche mit ihm gebürtig zu sein. Eine größere Schramme, die man bei ihm fand, und der allgemeine Eindruck, welchen der Flüchtling machte, bekräftigen indeß die Vermuthung, daß man es mit einem ausländischen Anarchisten zu thun hat.

Paris, 11. März. In der gestrigen Versammlung in Angelegenheit des Panama-Kanals wurde eine Resolution angenommen, wonach eine neue Gesellschaft zu bilden ist, um die Durchführung des Kanals nach dem Projekte Barthelemy vorzunehmen.

Paris, 11. März. Der „Gaulois“ veröffentlicht ein reichliches Telegramm, nach welchem auf der Bahnhofsstation von Rom und Frankfurt eine Bombe vorzugehen worden ist. Ein Mann, Namens Hochner, aus Bayern gebürtig, wurde verhaftet. Derselbe hat bei einem Förber Thomas in Riemme eine Bombe niedergelegt.

London, 11. März. Wie eine Depesche aus Kingston auf Jamaica meldet, hat ein haitianisches Kriegsschiff eine mit Kriegsmunition für die Jungfrauen auf Haiti beladene Flottille weggenommen und nach dem Hafen von Haiti gebracht, wo die genannte Besatzung auf Befehl des Generals Sypollotte erschossen wurde.

Deutsches Reich.

* Am Sonnabend Nachmittag fuhr der Kaiser am russischen Reichs-Anstalts vor, führte kurz vor 5 Uhr im König. Schloßpark und blieb bis zur Abendstunde im Reichs-Anstalts vor. Zur Abendstunde war der Fürstbischof Graf von Wolff mit einer Einladung beehrt worden. — Gestern Vormittag besuchte die Kaiserlichen Majestäten den Gottesdienst in der Dom-Unterstadt.

* Die Kaiserin fährt morgen Mittag bis zur Station der Siedbahn Magdeburg, wo der Statthalter von Preußen im Namen des Kaisers von Oesterreich begrüßt. Jeder weitere Empfang ist bündelnd verboten. Von der hoch gelegenen Station fährt die Kaiserin mit den Prinzen und dem Gefolge in schließlichen Kabinen den halbschiffartigen Aben hinunter nach Magdeburg, wo auf den Dr. das Meer, die Zinten und Berge gerichtet. Auf besonderen Wunsch der Kaiserin unterließ sich feiliche Anschließung Alkohols, nur an der Villa Amalia ist ein hoher Mastbaum in deutschen Farben errichtet, an dem die Flagge gehißt wird. Am Eingang zur Villa erwartet die Kaiserin der Direktor der Kuranstalten Silberhauer zur Bewillkommung, wonach sich die Kaiserin zurückzieht. Die Munizipalität von Fiume wird der Kaiserin ein Rosenbouquet, dessen Mangette aus erdme moiré mit edlen Spitzen und Straußfedern geschmückt ist, überreichen. Das Bouquet ist ferner durch ein große Bandelbündel, in den angereichen, deutschen, preussischen und holländischen Stadt- und Provinzial-Blumen, aus weißem Silber, Korallenblumen und den seltensten Edelsteinen. Am Gefolge der Kaiserin werden sich befinden: die Hofdamen Gräfin v. Keller und Fräulein v. Gersdorff, der Oberhofmeister Graf v. Mirbach, der Hausmarschall Graf v. Lyncker der

Leibarzt und Generalarzt Dr. Junker und der Militärregimenteur der kaiserlichen Bringen Major v. Faldenberg.

Der am Sonnabend stattgefundene Geburtstag des Kaisers von Rußland wird vom Alexander-Regiment durch die Theilnahme des Offizierspals am Gottesdienst in der Kapelle der russischen Botschaft gefeiert. Abends fand im Opernhaus ein Festmahl statt, auf dem der russische Botschafter Graf Schumaloff mit den Mitgliedern der Botschaft geladen war. Am Mittag 1/4 Uhr fand beim Kaiser zu Ehren des Geburtstages des Jaren größere Frühstückstisch statt, der Graf Schumaloff ebenfalls bewohnte.

* Der Berliner Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika hat, wie die „N. N. M.“ mittheilt, der Kaiserlichen Regierung im Auftrag des Präsidenten Cleveland die Anerkennung der Regierung und der Wille der Vereinigten Staaten für die großartige Veranstaltung in Chicago zum Ausdruck gebracht. Gleichzeitig hat der Botschafter unter Mittheilung eines Briefes die Anerkennung des Congresses, ebenfalls im Auftrag des Präsidenten der Union, die Anerkennung ausgesprochen, mit welcher Regierung und Wille der Vereinigten Staaten die freundschaftliche Mitwirkung der Kaiserlichen Regierung zur Sicherstellung des Erfolgs der Ausstellung empfanden.

Die „Allgemeine Zeitung“ schreibt: Wir sind in der ersten Hälfte des Monats zu finden, daß das Ansehen des Fürsten Bismarck gegenwärtig das allerhöchste ist, doch, seinen Jähzorn jetzt vor seiner Erkrankung in Klümpchen gefahren, seinen Unwillig gegen früher nachzuweisen im Stande ist. Auch Gang und Haltung sind dieselben wie früher, erst recht unerbittlich aber sind die geistige Frische und Lebhaftigkeit noch, und obgleich leider auch die alten Geisteskrümpfen unverändert noch immer wiederkehren und auch die alte Schlaflosigkeit von Zeit zu Zeit sich störend bemerkbar macht, nicht in letzter Linie Gott sei Dank der glückliche prudenze Himmer. Der große Gründer des Reichs verlor nach wie vor bei unerschütterlicher Barte seiner historisch geistigen Position aus die weichen Erweichungen, welche der Strom der Zeit übertrifft, mit weitblickenden, scharfen Auge, läßt ihn im Uebriken aber ruhig an sich vorübergehen, in den frohen Gefühl, der früheren langjährigen und schweren Verantwortung dafür, welchen Weg er schließlich nehmen werde, enthaben zu sein. Die Legende, in deren Verbreitung noch bei dem letzten Besuche in Berlin ein gewisser Theil der soisants, „Deutschen“ Bereich gefallen hat, daß der eierne Kanzler zum allerschweren Geis mit befehllich „Helden“ gewordenen Bescheid zusammengekommen, der sich nur Unterfertigung des Preussens Gedächtniß nicht als unerschütterlich fähig erklären kann, er ferner mit hoher deute für platonischen gehalten, welche die andere von dem „verargerten“ Österreich, der mit schlecht verifizirtem Grund die Entwidlung verfolgte, welche die Dinge nunmehr ohne seine Mitwirkung nehmen.

* Einige Blätter geben den Bericht über den Toast des Finanzministers Dr. Wagnel mit dem Vizepräsidenten des Reichstages ausgegangen ist. Letzteres heißt nunmehr mit, daß dies trägt fast, daß vielmehr einzelne Mitglieder des deutschen Landwirthschaftsverbandes aus dem Gedächtniß den Inhalt des Toastes an dem dem Festen folgenden Tage niedergeschrieben haben, und daß, wie das mittheilt, der Bericht in einigen nicht unerheblichen Punkten abweichend wesentliche Ungenauigkeiten und nicht zutreffende Nebenbemerkungen enthält. — Warum wird denn aber nicht von zufünftiger Seite die Rede des Ministers in der richtigen Fassung der Deffenlichkeit übergeben?

* Wir haben bereits in der Sonnabend-Ausgabe der „S. Z.“ die Nachricht gebracht, daß der Reichstagsabgeordnete v. Koscietzki sein Mandat niedergelegt habe. Der Verzicht über den Grund der Niederlegung giebt es natürlich viele. In der parlamentarischen Welt ist es bekannt, daß ein Mandat nicht in jeder Richtung einbinden. Die Mandatsverweigerung ist, welche anständig der abliegenden Haltung der preussischen Regierung gegenüber den Wählern der Polen im Abgeordnetenhaus herbeigeführt wurden. Es sollen hierbei Herrn v. Koscietzki, der bisher Führer der Polen war, Vorwürfe gemacht worden sein, u. A. daß er zu vertrauenslos sei. — Von Polen aus wird die Lesart verbreitet, daß die Mandatsverweigerung wegen Meinungsverschiedenheit innerhalb der Fraktion in der Frage des Baues neuer Schiffe erfolgte. Ein scharfer Gegenhalt hat in der Fraktion schon immer zwischen Herr v. Koscietzki und dem Abg. v. Garski bestanden, wobei v. Garski sich mehr nach die Interessen der Reichstagsabgeordneten richtet, während v. Koscietzki fast ausschließlich die Interessen der Reichstagsabgeordneten verfolgt, doch er auf jede etwaige Wiederwahl verzichtet. Er wird nur noch dem Herrenhause angehören. — Ein dritter, sehr nach der sensationellen Seite hin ausgebauchter Kommentar läßt den Mandat mit einem am Freitag im Reichstagsabgeordneten Internerzweigen zwischen Koscietzki und dem antiemittlichen Abgeordneten Bödel in Zusammenhang.

Der antiemittliche Abg. Bödel hat seine Rede gegen die Bedeutung des Reichstages „Graf Bruns“ von dem Abg. des polnischen Abg. Fürsten Wadii aus gehalten, nachdem Dr. Bödel gemeint, protestirte Abg. Koscietzki in erregter Weise dagegen, daß eine solche Rede von den Wählern der Polen aus gehalten werde. Herr v. Koscietzki wandte sich mit so lauter Stimme, daß die Rede es hören mußte, mit folgenden Worten an den Fürsten Wadii: „Wären Sie, Durchlaucht, ihrem Worte geblieben, so wäre dieser durch Jounaisische Reden nicht einleuchtig worden.“ Dr. Bödel wandte sich um und sagte zum Abgeordneten von Koscietzki: „Ich finde die v. Garski'schen Bemerkungen überaus unpassend.“ v. Koscietzki sah Dr. Bödel an und sagte: „Ich habe alle polnischen Polen den Kopf verlassen. Als dann später bei der Abstimmung über „Graf Bruns“ der Name des Herrn von Koscietzki aufgerufen wurde und seine Antwort erfolgte, erlöste aus dem Vordergrund in die beim Mandatsauftritte bestellte Stelle der mit dem Reichstagsabgeordneten v. Koscietzki. Von anderer Seite hörte man den Ruf: „Sei Mann.“ Eine unvollständige

feit folgte. Herr v. Koscietzki hat den Vorfall ernstlich genommen, als es wohl nach Lage der ganzen Sache nicht war, und sein Mandat niedergelegt.

* Die für die Hinterbliebenen der auf der „Brandenburg“ Verunglückten veranlaßte Sammlung hat bis jetzt etwas über 100 000 Mark ergeben.

* In der neuesten Nummer des „Haberstadt“ finden wir im „Briefkasten“ unter der Spitzmarke „Officielles Presbureau“ folgende Bemerkung:

„Für den Fall, daß Sie wieder mit der Besichtigung von W. absetzen beginnen sollten, bitten wir Ihnen ernstlich, sich vor allen Umständen Ungeschied zu hüten. Wir sind nie auf einen „Ständel-Proceß“ ausgegangen, denn wir wußten, daß man es auf einen Proceß gar nicht ankommen lassen kann. Als gute Reichsbürger und irrationale Preußen werden wir und unsere Karten nur so viel auf, wie zur Vermeidung unserer Unbill unbedingt nöthig ist. Welches Ziel wir im Auge haben, weiß die Regierung selbst mindestens vier Wochen genau: dies Ziel werden wir erreichen.“

* Das Deutsche Central-Comité für die Antwerpener Ausstellung unter Vorsitz des Bringen Franz von Auenberg hat einen Schenkungsantrag an die Kaiserliche Regierung, welcher bei früheren Ausstellungen in Paris, Brüssel, Hannover als deutscher Reichs-Comité gewirkt hat, zum Kommissar ernannt. Auch ist seitens des Reiches eine Subvention für die deutschen Ausstellungsgemeinde bewilligt worden. Anmeldungen werden wie bisher bei Herrn Bringen-Gastwirth Berlin angenommen.

Die Erklärung in der Handelsvertrags-Kommission hat der Staatssekretär von Bötticher als Zeitpunkt für die Aufhebung der Zollerückstände den 1. September d. J. genannt. Wir hören indeß, daß dieser Zeitpunkt noch nicht sicher feststeht, sondern wahrscheinlich bereits auf den 1. August oder auch früher angelegt wird. Die Frage ist von Wichtigkeit, da es von ihrer Entscheidung abhängt, wie viel von der diesjährigen ostpreussischen und russischen Ernte noch die Vortheile der ermäßigten Eisenbahntarife genießt.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt: „Wen in einzelnen Provinzen auch neuerdings wieder der Ansehens-Mann gegeben wurde, die verchiedenen Regierungen werden für die laufende Session darauf verzichten, die dem Reichstag gemachten Steuerentwürfe durchzubringen zu lassen, so sind wir in der Lage, aus better Quelle zu erfahren zu können, daß die verchiedenen Regierungen unter allen Umständen darauf bestehen, nicht nur über die Steuerentwürfe, sondern auch über das Finanzreformgesetz vom Reichstage eine bestimmte Antwort zu erhalten.“

Der „Allgemeine deutsche Verband“ in Berlin hat, wie wir erfahren, eine Zusammenkunft an dem Kaiser geordnet, die sich gegen die Abhandlungen mit Frankreich über das Statut der von Hannover verhandelt.

Zur zweiten Sitzung des Reichstags ist von sozialdemokratischer Seite dem Reichstag folgende Resolution auszugehen: Der Reichstag wolle beschließen, den Herrn Reichsfinanzminister zu ersuchen, nach jeder Neubestimmung der Landsteuern an dem Reichstag, welche die einzelnen Provinzen während der Revisionperiode zum niedrigeren Satz der Verbrauchs-Abgabe herabsetzen dürften, sozientals bis zum Schluss des Reichstages dem Reichstag ein nach Steuern direktiv-Besirten und für jeden derselben nach der Höhe des Abzugs ein zu ordnendes Verzeichniß der in § 2. Zeile 4. des Gesetzes betreffend die Besteuerung des Braumannes näher bezeichneten Braumannes vorzulegen, deren Kontingent mindestens 200 hl betraff, unter Angabe von Namen und Wohnort des Unternehmers jeder Brauerei, die nach ihrer Eigenschaft als landwirthschaftlich oder gewerblich anzuzählen ist.

Der Reichsminister Major v. Wismann hat, der „Neuzeitung“ zufolge die schon früher angelegte Note an die Welt angetreten. Von Hannover aus ist er nach Osnabrück gereist; seine letzten Briefe sind von Anhalt abgegangen, einem Sammenter an der Ostküste der japanischen Hauptstadt Nippon, eine Art Vorhaben von Tokio.

Der „Samburgische Bärenhalla“ zufolge beabsichtigt der nordatlantische Abwehr-Verband, den Jahressitz in der paratlantischen Bärenhalla von Europa nach New-York am 20. Okt. ernannt. Die Bärenhalla soll jedoch in Kraft treten und dürfte bis zum Frühjahr in Kraft bleiben.

Spanien.

Die Mission des Cabinets Sagasta kommt gerade jetzt, wo der maroffanische Konflikt keinen günstigen Austrag gefunden, ziemlich überraschend. Indessen handelt es sich in diesem Falle nicht sowohl um einen durchgreifenden politischen Systemwechsel, als um Ausdehnung einiger mit der Gesamthaltung des Ministeriums auf dem Gebiete der inneren Angelegenheiten nicht durchweg einverstandenen Elemente. Das neue Cabinet, dessen politische Leitung nach wie vor in den Händen Sagasta's verbleiben dürfte, würde mithin nur als die verbesserte und vervollkommnete Fortsetzung des bisherigen anzusehen sein. Da die Cortes in nicht allzuferner Zeit ihre parlamentarische Thätigkeit wieder aufnehmen dürfen, so konnte die Reorganisation des Ministeriums nicht wohl länger hinausgeschoben werden. Hinsichtlich einer neuen Reihe von Einzelfragen hatten zwischen den betreffenden Ministerien Meinungsverschiedenheiten bestanden, an deren gütlicher Beilegung bisher vergebens gearbeitet worden war. Dahin gehören die Weinsteuer, die Handelsverträge, die baskischen Reformen, die Eisenbahntaxe u. A.

Da die Zeit nahezu zwei Jahren in Eisenbahndienst eingeführt Sonntagstrafe sich durchaus bewährt hat, soll diese Einrichtung mit dem Inkrafttreten des nächsten Sommerfahrplans noch weiter ausgedehnt werden. Die von Sonntagstrafe vorbereiteten Stunden erstrecken sich auf die Zeit von 4 Uhr Vormittags bis 6 Uhr Nachmittags. Schwierigkeiten empfinden der Durchführung der humanen Maßregel hauptsächlich durch die Haltung der nicht zu gleichem Vorgehen geneigten Eisenbahnverwaltungen der Nachbarländer.

Am Sonnabend wurde Angel, eins der Opfer des jüngsten Bombenattentats, auf Staatskosten unter zahlreicher Theilnehmung beerdigt. Bei dem verunfallten Tot-

Genilleton-Beilage der Halle'schen Zeitung.

Nr. 60.

Halle a. S., Montag den 12. März

1894.

Heimathsauber.

Von J. Mielow.

(Nachdruck verboten.)

Mit schrillum Pfiff brauste der Mijzug nach Köln aus der Bahnhofshalle einer größeren Station. Im letzten Augenblick war ein athemlos daherkommender, junger Mann in ein Coupe erster Klasse gesprungen, und als er sich jetzt im hellen Tageslicht nach seinen Reisegefährten umsah, erkannte er, was ihm im Halbdunkel der Stationshalle entgangen war, daß er denselben wohl sehr ungeliebt kommen mochte.

Ein Ehepaar befand sich ihm gegenüber. Der Herr, der es sich augenscheinlich sehr bequem gemacht hatte, war brummend aus dem Schlaf aufgeföhren und bemüht, seine stark derangirte Toilette wieder in Ordnung zu bringen, während er etwas wie „verfluchter Schaffner“ und „weggeschmissenes Trinkgeld“ in den Bart murmelte. Er war klein und forpulent. Weder seine englische Reisemütze noch sein hochmodernes Touristenkostüm retteten ihn vor dem Aussehen eines Kleinkrämers aus einem Häringsladen der Provinzstadt. Seine Frau paßte zu ihm wie die Nase zu einem Koffkopf.

„Seltsames Paar!“ dachte der Eindringling, der auf den ersten Blick den Aristokraten verricht, und er fing an, sich für dasselbe zu interessieren.

Die junge Frau war glühend roth geworden. Und doch hatte er sie in so erakter Haltung und Toilette überrascht, als säße sie auf dem Präjentirteller eines Salons.

Nur ein klein wenig müde war der Kopf zur Seite geneigt gewesen und in den Augen ein abwesendes Träumen.

O, diese großen, wundervollen Sammtaugen! Sie sah überhaupt aus wie eine Prinzessin. So einfach und vornehm, so unbeschreiblich lieblich!

Mit einem Blick erkannte der junge Mann, daß ihre ganze Erscheinung, wie ihre Toilette den echten, großen Styl hatten, der nie angelernt und anezogen, sondern nur angeboren wird.

Der Gatte hatte unterdessen den Fremden einer eingehenden Musterung unterzogen, die zu seiner Befriedigung ausgefallen war, denn seine Miene änderte sich vollkommen. Er wurde freundlich und rehselig.

„Wallychen, hast 'e nich ein Bischen jeschlafen, mein Herz?“ fragte er in sehr breitem Provinzdialekt.

„Ich war nicht müde,“ erwiderte sie leise.

„Herrjott, Du wirst doch nich Mirräne kriegen, Schätzchen? Komme, trink ein Schlüdchen Portwein — Du kannst es ja haben — so viel Du willst.“

Mit großer Geschäftigkeit holte er einen eleganten Eßkorb hervor, in dem sich allerlei Delikatessen, gebratenes Geflügel und Flaschen mit sehr vornehmen Etiquetts befanden und nachdem er seiner Frau einige Schluck Wein aufgezwungen hatte, lud er ohne weitere Umstände seinen Mitreisenden zur Theilnahme an seinen Vorräthen ein, und pries ihm dringend die beste Sorte Wein an.

„Etwas janz Appartes,“ sagte er mit behäbigem Schmunzeln.

Der junge Mann nahm das gebotene Glas, mit einer Verneigung gegen die junge Frau stellte er sich vor: „Graf Trenken,“ und bat um die Erlaubniß, auf ihr Wohl trinken zu dürfen.

Von diesem Augenblick an fand der Redestrom des Gatten keine Grenzen mehr.

Eine Serviette um den Hals gesteckt, deren Zipfel ihm rechts und links um die großen Ohren standen, auf einer silbernen Gabel eine Boularde balancirend, die er in der Luft mit dem Messer bearbeitete und dann die Knochen beknabberte, bis seine Finger und seine runden, rosenrothen Wangen mit Fett einbalsamirt waren, gab er seine Lebensgeschichte zum Besten, indem er in jeder Minute drei Mal „Herr Graf“ jagte.

Graf Trenken mußte bald was er wissen wollte und noch mehr als das. Sein Gegenüber, der Kaufmann Ferchland, hatte seine Laufbahn mit einem kleinen Kramladen angefangen und war jetzt Kommerzienrath, Besitzer einer Tuchfabrik in Reiz und Millionär. Sein höchster Ehrgeiz waren nun: der Adel und Grundbesitz mit Schloß, nachdem er eine geborene Freiin von Wells Weldenstein zu seiner Gattin gemacht hatte. Wallyba, Freiin von Wells Weldenstein, so hieß wirklich und wahrhaftig

seine Frau, er fragte den Grafen, ob er die Papiere sehen wollte, die er im Kofferchen bei sich habe, aber der Graf versicherte, das sei durchaus überflüssig.

Der Graf wußte nun Alles. Er kannte ja die Wells Weldenstein als eine ganz verarmte, heruntergekommene Familie. Wie war es doch? Richtig! ein Wells hatte sich in Monaco erschossen und ein Anderer war wegen Schulden als Offizier kassirt und in Amerika verschollen. Seitdem wußte man nichts mehr von ihnen.

Blöthlich fiel ihm ein, den Namen eines sehr bekannten fürstlichen Lebemannes in Verbindung mit dem einer Freiin Wells Weldenstein gehört zu haben. Sein forschender Blick streifte Frau Ferchland. Nein, das wird eine Andere gewesen sein. Diese Töchter alter, verkommener Familien haben allerlei Schicksale. Es ist noch nicht das Schlimmste, das ehrliche Weib solch' eines Krämers zu werden.

Herr Ferchland erzählte weiter, sie befänden sich auf dem Wege nach dem Rheine, um dort Schloß Weldenstein zu besichtigen, den eigentlichen Stammsitz der Familie seiner Frau, der käuflich sein sollte. Wenn ihm das Nest gefiele, wolle er es kaufen.

Der Graf erinnerte sich, daß er Weldenstein kenne und da es nicht allzuweit von seiner Besitzung läge, hätten sie denselben Weg. Er erbot sich nun, Herrn Ferchland bei der Besichtigung und Abschätzung des Besitzes zur Seite zu stehen, was von diesem sehr geschmeichelt angenommen wurde. Er wurde immer cordialer mit dem Grafen und schien sich bereits als seinesgleichen zu fühlen.

Frau Ferchland mischte sich wenig in das Gespräch. Es war peinlich, daß sie so oft über ihren Gatten: erröthete. Der Graf sah sie in Folge dessen so wenig als möglich an. Ein Mal fragte er, ob sie Schloß Weldenstein kenne, und sie verneinte es.

Aber schließlich kamen sie sich auf der langen Fahrt doch näher.

Herr Ferchland schlief, überwältigt durch Müdigkeit, in Folge seiner Redseligkeit und starken Weine, ein, er schnarchte den Schlaf des Gerechten, und nun wandte sich der Graf, mit verbindlicher Konversation, an die junge Frau.

Sie plauderten bald ungezwungen und in der leichten, angenehmen Weise, die in der guten Gesellschaft Ton ist. Alles Persönliche, alles Lästige äußerer Verhältnisse wird da mit feinem Einverständnis vermieden.

Der Graf fühlte sich immer mehr von der jungen Frau angezogen. Sie hatte den Takt, den noblen Sinn der echten Aristokratin. Sie verlor ihm gegenüber keinen Augenblick die Haltung, die Würde der Ehefrau, sie kokettirte nicht mit ihrem tragischen Schicksal, sie war nur die feine, lebenswürdige Dame, die sich mit Wohlgefallen in ihrer Sphäre fühlt.

Und selbst mit diesem Wohlgefallen war sie zurückhaltend. Nur zuweilen drang ein Strahl tiefer, leidenschaftlicher Seelenqual aus ihren Augen, wenn das Gespräch Höheres oder Tieferes berührte, und sie brach gewöhnlich schnell ab, um wieder in alltägliche Bahnen zu lenken.

Graf Trenken, der mit dreißig Jahren den Ernst des reifen Mannes besaß, fühlte ein Mitleid mit der jungen Frau, das ihm selbst Qual bereitete.

„Was soll das werden?“ sagte er sich, „das kann nicht gut enden.“ Es sagte ihm förmlich eine drückende, beklemmende Angst. „Gott weiß aus welcher Seelennoth sie sich durch diese entsetzliche Heirath gerettet hat.“

Endlich erreichte die lange Eisenbahnfahrt ihr Ende. In Köln begaben sich die drei Reisegefährten nach dem Hotel Ditsch. Herr Ferchland hatte dem Grafen erzählt, daß die Schwester seiner Frau, aus Baden-Baden kommend, dort mit ihnen zusammenzutreffen würde.

Sie nahmen im Hotel Ditsch ein gemeinschaftliches Souper in einem Salon ein, dessen Fenster einen herrlichen Blick auf den Dom gestatteten, als die Thür hastig geöffnet wurde und mit dem Ruf: „Wally!“ eine große, schlankte Dame auf die Schwelle trat.

Frau Ferchland flog der Schwester entgegen, aber statt sie in den Salon zu führen, zog sie sie mit sich in ihre Privatgemächer.

Nach kurzer Zeit kehrten beide Damen zurück, als seien sie nie getrennt gewesen, aber der Graf bemerkte dennoch Spuren von Thränen in den Augen der jungen Frau.

Wie seltsam ähnlich waren sich die Schwestern und wie verschieden.

Frau Ferchland war jünger und durch ihre Jugendfrische schöner, aber die ältere, unverheirathete Schwester verrieth auf den ersten Blick die geistig ungewöhnliche Frau. Ihre verblühte Schönheit hatte immer noch den hinreißenden Zauber einer temperamentvollen, genialen Individualität.

Und wie ganz anders ihr Auftreten. Ohne unhöflich zu sein, wies sie den Schwager, der sie mit ostentativ familiärer Herzlichkeit begrüßen wollte und die Absicht deutlich verrieth, sie zu seinem Lieblings-Parade-Pferd zu machen, in die ihm gebührende Stellung. In fünf Minuten war er unterwürfiger gegen sie als der Kellner.

Gegen ihn, den Grafen, schlug sie sofort den großen, freien Ton des Vertrauens an. Viel freier als ihre Schwester und doch viel gleichgültiger. Es war nicht schwer für den Grafen, zu erkennen, daß sie in der großen Welt gelebt und eine Vergangenheit hatte. Sie war die Dame im großen Styl. Frau Ferchland mußte in irgend welchen weltabgeschiedenen Verhältnissen aufgewachsen sein.

Baronin Agathe verstand es, Herrn Ferchland sofort zum Schweigen zu bringen, wenn er eine Taktlosigkeit sagen wollte. Sie nannte ihre Schwester nur „meine arme, kleine Wally“ und überschüttete sie mit Zärtlichkeiten und Liebesbeweisen, wie man ein Kind verhätschelt. Aber wie ein Kind, das eigensinnig und thöricht war und eigentlich Strafe verdiente.

Dann erzählte sie fortwährend von ihrem Leben in Baden-Baden, in Nizza, in Monaco, in Paris und in Biarritz. Sie kannte dort Alles, was von Bedeutung war und war überall dabei gewesen. Sie reiste mit einer Amerikanerin, der Graf konnte nicht recht klug daraus werden, in welchem Verhältniß. Denn, wie es schien, mußte diese feinerreiche, alte Dame nach ihrer Pfeife tanzen und sie selbst war wie eine Fürstin gekleidet.

Am folgenden Morgen fuhren sie alle Vier nach Schloß Weldenstein.

Es war ein klarer, heiterer Oktobertag, die Ufer des Rheins widerhallten von dem fröhlichen Lärmen und Treiben der Weinernte, der Strom wimmelte von Dampfem, überall reges, heiteres Leben und goldener Sonnenduft über der herrlichen Landschaft.

Wie ein verzaubertes Märchenschloß lag Weldenstein auf einer kleinen Anhöhe, in einer Rheinbucht versteckt. Es gehörte zur Zeit einem reichen Engländer, der jetzt in Indien lebte und es nie benohnte. Und Alles war unverändert geblieben wie es die Wella von Weldenstein einst verloren und verlassen hatten. Ueberall Erinnerungen an ein stolzes, ritterliches Geschlecht.

Herr Ferchland fand Alles „jottvoll“ und schrumpfte förmlich zusammen vor Ehrfurcht und Staunen, in was für eine vornehme Familie er hineingeheirathet hatte, er war seiner Frau gegenüber ganz klein geworden.

Die beiden Damen waren seltsam einsilbig, seitdem sie die mappengefrönte Schwelle ihrer Ahnen betreten hatten. Frau Ferchland ging umher wie im Traum und als hätte sie sich einmal mit fast schüchternen Zärtlichkeit an sie wandte: „Was

meinste, Wallychen, wenn Du erst hier Schloßfrau bist?“ sah Graf Trenken zum ersten Mal, daß sie sich mit einem Schauer von ihm wandte.

Aus Rücksicht für die Damen, um diese sich selbst zu überlassen, entführte der Graf Herrn Ferchland in die Gänge und Stallungen. Er hielt ihn dort so lange als möglich auf, in der Hoffnung, die Schwestern würden unterdessen ihre Haltung wieder gewinnen und die erste Gefühlsregung überwinden.

Als sie jedoch auf einen romantischen, uralten Schloßbrunnen stießen, war Herr Ferchland so entzückt, daß er den Grafen dringend ersuchte, die Damen herbeizurufen.

Graf Trenken ging in das Schloß zurück und wurde un- freiwillig Zeuge einer ergreifenden Szene.

In einem großen, dunkel getäfelten Saal im Erdgeschoß, hing an den Wänden die lebensgroßen Porträts einiger Generationen der Wella von Weldenstein. Vor dem Bilde eines stattlichen, stolzen Mannes in vornehmer Hoftracht, mit hohen Orden auf der Brust und einer unsagbar lieblichen Frau, die einer Madonna glich, lag die Baronin Agathe auf den Knien, zusammengebrochen, mit gerungenen Händen. Ihre Schwester stand neben ihr, mit starren, thränenlosen Augen, das stumme Bild namenlosen Jammers.

Der Graf zog sich eilig zurück. Er verstand diese stumme Gruppe. Er konnte das Glend dieser beiden Töchter eines edlen Geschlechts ermessen, die ihre Erniedrigung Angeichts ihrer stolzen Ahnen nicht ertragen konnten.

Er wußte Herrn Ferchland zu überreden, die Damen sich selbst zu überlassen und es gelang ihm, denselben in die Weingärten und Aeder des Besitzers zu entführen. Erst nach einigen Stunden kehrten beide Herren zurück.

Als sie nach den Damen fragten, erhielten sie, von dem Aufseher des Schlosses, den Bescheid, dieselben seien vor einer Stunde in den Park gegangen.

Aber der Park war leer. Sie suchten in allen Wegen und Laubgängen, in den verwilderten Lauben, in den Pavillons, hinter den Boskets und verschütteten Hecken.

Eine seltsam beklemmende, althemraubende Ahnung stieg in dem Grafen auf, als er den Spiegel eines Teiches durch die Büsche schimmern sah.

Und ein heiserer Schrei des Entsetzens klang bald darauf durch den stillen, wildblühenden Garten, mit den verschlafenen rauschenden Brunnen, den verwitterten Marmorgöttern und verrosteten Bronzezittern.

Auf dem Teich unter den uralten, dunklen Ulmen, trieb ein Boot, den Kiel nach unten und nicht weit davon ein Frauenhut.

Engumschlungen wurden die Leichen der beiden Schwestern später, aus dem Geschlinge der Wasserpflanzen, vom tiefen Grunde des Teiches emporgeholt.

Man glaubte an ein zufälliges Unglück und der Schmerz des armen Herrn Ferchland war aufrichtig. Graf Trenken schwieg und verrieth nie was er wußte.

Die Schwestern wurden in der Familiengruft der Wella Weldenstein beigelegt und Graf Trenken erwarb den ganzen Besitz.

Am dem Ufer des Teiches steht jetzt eine wunderschöne, trauernde Marmorgestalt, die weinend auf zwei geknickte Rosen an einem Strauch blickt.

Der Tag, den sie vergessen wollten.

Von J. Brown.

(Nachdruck verboten.)

„Welches Datum haben wir heute?“

Sie sah ihn rasch an — aber er schaute gerade aus.

„Den siebenten,“ erwiderte sie.

„So, so, das wußte ich nicht!“

Sie reichte ihm die Theetasse über den Tisch, er aber fuhr sie heftig an:

„Sieh mich nicht so an, Frau, was hast Du mir, ich frug nur nach dem Datum — weil ich eine Versammlung habe; jeder Tag ist mir gleich — ob's der siebente, der achte oder der zehnte ist; jeder bringt Kampf und Streit; von jedem hoffe ich, daß er mein letzter ist — immer vergebens.“

Sie nahm ihre Arbeit wieder auf und seufzte; er lief mit großen Schritten aufgeregt hin und her. Manchmal blieb er

plötzlich stehen, ballte die Faust, murmelte unverständliche Worte, bis er endlich ermattet auf das Sopha fiel, aber so bald er dem Blick seiner Frau begegnete, brach er auf's Neue in Zorn aus.

„Frau, Frau, warum denkst Du an ihn, ich will es nicht. Er hat schändlich gehandelt, er ist ein Glender. Niemand will ich wieder an ihn erinnert werden — ich hasse, ich verachte ihn — ich fluche dem Tage, an dem er geboren wurde — er ist mein ewiger Verdruß, mein — — —“

„Sohn,“ schaltete sie ein, aber noch heftiger fiel er ihr in's Wort.

„Unser Sohn! ja wahrlich, unser Sohn, der unser Trost, unsere Stütze, unser Stolz sein sollte. Unser Sohn, den wir voll froher Hoffnungen erzogen — um uns von ihm das Herz zer-



treten zu lassen, nun er erwachsen ist. Verflucht sei er mit Allem, was an ihn erinnert. Wäge er herumschweifen und Mangel leiden — das Vergesse ist noch nicht schlimm genug für ihn. Was ist sein Glend im Vergleiche zu dem, das er über uns gebracht! Widersprich mir nicht," fuhr er auf, als er sah, daß sie ihn nicht beistimmte, aber als er Thränen in ihren Augen sah, ward sein Ton milder und er bat: "Traure nicht um ihn, Liebe, reize jeden Gedanken an ihn aus Deinem Herzen, wie ich es gethan!"

"Hast Du das gethan?" frug sie, ihn forschend anblickend. "Ja, ich denke nie mehr an ihn," versicherte er. Sie antwortete nicht. Wußte sie doch, daß er, so gut wie sie selbst, den Sohn nimmermehr vergessen konnte.

"Versprich mir, unser Unglück zu vergessen," wiederholte er — und sie, die gewohnt war an Gehorsam, versprach es.

Sie ging nun ihren häuslichen Pflichten nach und überdachte ihr Versprechen. — Ihn vergessen, — ihren Sohn, ihr einziges Kind! Welche Leere war er für sie, seit er fort war, eine Leere, die immer an ihn erinnerte. Fühlte sie nicht ihre Liebe täglich wachsen, seit er in weiter Ferne irrte, ruhelos, heimatlos! — Da stand seine Tasse mit den gemalten Bergschneeweißchen — was riesen die ihr zu? Im Garten blickte der Jasmin, den er gepflanzt — was flüsterte sein Duft, der heraufschend durch's Fenster drang? Im Bauer lang der Vogel, der einst ihm gehörte. Im Sonnenschein lag Vello, sein treuester Kameerad. Träumte er jetzt wohl von dem Tage, da der Jüngling das Elternhaus verließ — nach harten Kämpfen mit dem strengen Vater mit den Thränen und Segenswünschen der armen Mutter? Kaum drei Jahre waren es und nun drang kein Lebenszeichen mehr von ihm zu ihr — verschollen — verdorben . . . ?

In seinem Zimmer stand noch Alles, wie er es verlassen. Hier der alte Schrank mit dem Kinderspielzeug. Borna sein Lieblingspferd, das mit ihm schlafen mußte, das er häßlichste und nie zerbrach, so viel er auch später zerstörte, verdarb! Die

Mutter nahm das grobe Holzsperrdchen in ihre beiden Hände, und heiße Thränen fielen darauf nieder.

Und was that der Vater? Er sah an seinem Pult, und schrieb mit einem Gänsekiel, den der Sohn einst für ihn geschnitten hatte — es schrieb so damit besser, wie mit allen andern.

Kalt und leer war es auch um ihn — er griff zum Einem und Andern — heute wollte nichts gehen. Seine Cigarre wollte nicht brennen — er pfiß ein Liedchen — aber er brach plötzlich ab — es war ja des Sohnes Lieblingsmelodie. Er holte aus einer Schublade ein Bild hervor — das Bild seines Sohnes. Das hatte bis vor Kurzem noch im Wohnzimmer gehangen — aber — der Sohn hatte sich ja vergangen — er mußte ja vergessen werden!

Mit zitternder Hand schob er das Bild von sich, barg das Antlitz in den Händen und stöhnte: mein Sohn, mein Sohn! — — —

So sah er noch, als die Frau hereintrat und suchte die Hand auf seine Schulter legte. Da frug er: "Welches Datum haben wir heute?"

"Der Siebente, — sein Geburtstag!"

"Ah ja, ich wußte es wohl noch! Komm, liebes Weib, wir wollen den Kummer bannen! Wir können ihm nicht schreiben, aber unsere Segenswünsche sollen zu ihm fliegen, er wird sich bessern und er wird den Weg zum Elternhaus zurück finden, und dann soll er uns willkommen sein!" —

Arm in Arm betreten sie das Wohnzimmer. Sie hingen das Bild an seinen alten Platz, und sie nahm frische Blumen aus einer Vase und ordnete sie herum. Dann öffnete sie den Käfig; da flog der Vogel heraus, setzte sich auf die Blumen und sang sein Lied aus voller Kehle. Die Eltern schauten einander an, — nicht vergessen — aber vergeben war dem fernem Sohne, Friede und Hoffnung zogen wieder in ihre Herzen ein an dem Tage, den sie doch nicht vergessen konnten.

* Kleines Feuilleton. *

Allerlei.

— Aus dem himmlischen Reich. Ein englischer Reisender berichtete jüngst aus dem Innern der chinesischen Provinz Kiangsu über sonderbare religiöse Gebräuche in den von ihm durchforschten Gebieten des "Himmelschen Reiches". In erster Reihe erwähnt er eines ganz absonderlichen Industriezweiges: der Fabrikation falschen Geldes, das den Göttern als Opfergabe für die Toten gesendet wird. Chiemals pflegten die Chinesen zu diesem Zweck falsches Papiergeld zu verbrennen. Jedoch in den heutigen Tagen der Aufklärung und unter den jetzigen Verkehrsverhältnissen hat sich bei den Chinesen die Ueberszeugung Bahn gebrochen, daß Silbermünze den Göttern jedenfalls angenehmer wäre, als die plumpen Papierscheine, und so wird denn jetzt von den Eingeborenen in Soongkong, Hangchow und leghin auch in anderen Gegenden ein großer Vorrath falschen Silbergeldes hergestellt, mit dem die dahingeschiedenen Freunde und Vorfahren reichlich versehen werden, wenn sie ihre Reise in die Gefilde der Seligen antreten müssen. Ein anderes sehr treffendes Bild von der Naivität, mit der man in China die Götter betrügt, lieferte die Einwohnerschaft der Provinz Anhui. Das genannte Gebiet wurde mehrere Wochen hintereinander von einer schrecklichen Seuche derart verwüstet und in Folge unzähliger Todesfälle so entvölkert, daß es an einzelnen Blägen ganz unmöglich war, die Ernte einzubringen weil es an Arbeitskräften fehlte. Um die Götter auf andere Gedanken zu bringen, verfiel die Bevölkerung von Anhui auf folgende Idee: Man fälschte den Kalender. Man gab sich ganz den Anschein, als wenn der erste September der erste Tag des neuen Jahres sei und stets genesen wäre. Jedwede Vorbereitung zur Feier des so wichtigen Festtages wurde getroffen, Feuerwerk wurde abgebrannt und an jede Thür der übliche Neujahrs-Glückwunsch auf rothem Papier festgeklebt. Dem bösen Gott der Krankheiten sollte durchaus der Glaube beigebracht werden, als hätte er sich diesmal in der Jahreszeit gründlich geirrt, als habe er die arme Menschheit in einem Monat, welcher sonst von Seuchen frei zu sein pflegt, mit schweren Krankheiten heimgesucht. Dies sprach so gänzlich allen Besorgen der Natur Hohn und verfiel so sehr gegen alle Anordnungen des Königs aller Götter, daß sein Born

gewiß den unachtsamen Erzeuger der Seuche mit voller Gewalt treffen würde, sofern er nicht schleunigst jammlichen in seinem Dienft befindlichen bösen Geistern den Rückzug anempfehl! So glaubten die Chinesen, und mit voller Bewilligung der Ortsbehörden wurde jener Neujahrstag ins Werk gesetzt, ohne jedoch, wie leider hinzugefügt werden muß, irgend welchen sichtbaren Erfolg zu zeitigen.

— Ein kostbares Dokument, nämlich das Original-Manuskript der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Amerika, das bis jetzt in der Bibliothek des Staatsdepartements in Washington ausgestellt war, wurde dieser Tage von dort fortgenommen und soll in eine eiserne Kiste eingeschlossen und im Staatsarchiv aufbewahrt werden. Seit einiger Zeit verblachte die Tinte unter der Einwirkung des Lichtes in rapider Weise und auch das Pergamentpapier verächtelte sich. Chemische Sachverständige, die das kostbare Cinnelium prüften, waren der Ansicht, daß man den Buchstaben die frühere Frische und Deutlichkeit wiedergeben könne, wenn man das Manuskript in eine besondere chemische Substanz eintauche. Aber die Regierung hielt sich nicht für autorisirt, dieses Mittel ohne vorangegangene Zustimmung des Kongresses zur Anwendung zu bringen. Es ist bekannt, daß man ohne Erlaubniß des Kongresses das Manuskript nicht einmal von Philadelphia nach Washington schaffen durfte. Der Originaltext der Unabhängigkeitserklärung soll durch ein Facsimile ersetzt werden, das gleichfalls in der Bibliothek des Staatsdepartement ausgestellt werden wird.

— Schullehrer und Stierkämpfer. Aus Madrid schreibt man: Spanien bereichert die "Toreros," überhäuft die erften "Espadas" (Stierstecher) mit Gold, klatscht jauchzend und frenetisch Weisfall, wenn ein Stier kunstgerecht getroffen wird oder wenn halb ausgeweidete Pferde durch die Circusbahn rennen und die Arena mit Blut benetzen — aber dasselbe Spanien ist roh und grausam gegen die Bildner der Jugend, gegen die Schullehrer. Es ist kein Zweifel möglich, die große, lateinische Rasse befindet sich im Niedergange. Die Frasacuelo, Lagartijo, die Tenoristen und Balletmädchen werden mit Gold überschüttet, aber die Schullehrer läßt man Hungers sterben. Und "Hungers sterben" ist nicht etwa eine nichts jagende Phrase, sondern die nackte Wirklichkeit und Wahrheit. So bitten die Lehrer des Bezirks Wiens

schon seit einem Jahre vergeblich um die Bezahlung ihres rückständigen Gehaltes und schreiben an den Gouverneur der Provinz, daß sie bis zum Neuesten überschuldet sind, daß der Bäcker ihnen nicht mehr Brot auf Credit geben will, und daß sie sich eines schönen Tages werden gezwungen sehen, als Bettler die Straßen zu durchziehen und um Almosen zu bitten. Neunzehn Monate lang schuldet man ihnen ihren lauer erarbeiteten Lohn. Aus einer im Amtsblatte erschienenen Statistik ist ersichtlich, daß man am Schlusse des Jahres 1893 dem Lehrpersonal gegen sieben Millionen Pesetas schuldete. Nur drei Provinzen Spaniens bezahlten ihre Lehrer regelmäßig; die Canarischen Inseln, Guipuzcoa und Vizcaya, Burgos, Leon und Salamanca schulden fast 16 000 Mark, Avila, Madrid und Sevilla fast 80 000, Alicante, Almeria, die Balearen, Barcelona, Cadix, Cordoba und Toledo fast 40 000, Malaga allein schuldet mehr als 1 Million Mark, dann folgt Granada mit 650 000 Mark. Dabei muß man wissen, daß die Statistik der Verborenen um so höhere Zahlen aufweist, je weniger der Lehrer geachtet und je weniger für den öffentlichen Unterricht gesorgt wird.

Vom Tage.

— Aus **Abbazia** wird geschrieben: Die kaiserlichen Prinzen werden hier einem für sie neuartigen Sport huldigen können: der Fischerei, wie sie bei uns betrieben wird. Gegen Ende des Monats März erscheinen an unserer Küste die großen Makrelenzüge, deren Fang zu dem Amüsantesten gehört, was unser Kurort zu bieten vermag, und dem unsere Aristokratie stets mit wachrem Feuererifer obliegt. Hunderte von Booten fahren da auf der spiegelglatten See, und zu Tausenden werden die köstlichen Fische an den besonderen sechs- bis siebenfährigen Angeln der pannola, gefangen. Dabei bleibt der Köder immer derselbe und braucht niemals erneuert zu werden, und sobald er das Wasser berührt, hängen auch schon die wie toll dahinschießenden Fische daran. Da diese Art des Fischfangs keinerlei Gebührensprobe erheischt und jeder reiche Beute heimtragen muß, betheiligen sich auch die Damen ungemein zahlreich an diesem Sport. Noch interessanter vielleicht, wenn auch nicht so aufregend, ist der Fischfang mit der Harpune, der nur bei Nacht betrieben wird. Ein mächtiges Leuchtfeuer am Bug des Schiffes lockt die Fische zur Meeresfläche empor, ein Stoß mit der dreizinkigen Harpunengabel und der Fisch zapfelt aufgespießt an derselben. Wie wir erfahren, wird für die kaiserlichen Prinzen bereits ein Boot mit der lumara (der Leuchte), der fossino (Harpune), der pannola (Makrelengabel) und der tognia (spr.: tonja — Grundangel) ausgerüstet. Gesicht wird, wie gesagt, immer nur bei spiegelglatter See.

— Ein **merkwürdiger Nachfall** verübte in dem Schleswiger Kirchdorfe Wanderup ein Trunkenbold, indem er die verarmte Gemeinde mitsamt dem Pastor und dem Küster während des Gottesdienstes in der Kirche gefangen setzte. Der Attentäter war durch die Armenkommission unter Vorbehalt des Pastors auf die Liste der Trunkenbolde gesetzt worden und sann seitdem auf Rache. Als kürzlich der Fasten-Abendgottesdienst stattfand, blieb der Kirchenschlüssel verkehrtlich in der Thüre stecken. Der Trunkenbold verschloß, nachdem die Kirche sich mit Andächtigen gefüllt hatte, die Kirche und ging seiner Wege. Nach Beendigung des Gottesdienstes suchten die Anwesenden den Ausgang, allein die Thüre ließ sich nicht öffnen. Unglücklicherweise waren alle Fenster mit starken Eisenstäben versehen, so daß ein Entkommen ausgeschlossen war. Die ganze Gemeinde war gefangen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, ins Freie zu gelangen, versuchte man es, einen kleinen, schwächlichen Knaben durch das Eisengitter zu zwängen. Dies glückte; der Kleine erreichte glücklich den Boden und befreite die Gemeinde aus ihrer unwillkürlichen Gefangenschaft.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren zc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Verhaftung eines Anarchisten.** Den grauigen Mordanschlägen der Navachol und Baillant ist eines neues Attentat auf dem Fuße gefolgt und hat Paris abermals in Schrecken gesetzt, die Regierung wiederum zur Versicherung „energischer Pflichten-Erfüllung“ veranlaßt. Diesmal hat sich die Polizei ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt und den Verbrecher, trotzdem er von Helfershelfern beschützt wurde, sogleich festgenommen. Eine solche Verhaftung ist geschäblich, und in der That wurde einer der pflichttreuesten Polizisten schwer verwundet. Besser ist es, wenn die Nemesis mehr oder minder überraschend über den Verbrecher hereinbricht. Aber auch dann ist die Situation dramatisch genug, wie das Bild Carpentiers deutlich veranschaulicht, welches das neueste Heft (14) von „**Zur Guten Stunde**“ (Berlin W., Deutsches Verlagshaus Long & Co., Preis des Vierteljahrsheftes 40 Pf.) in meisterlicher doppelseitiger Reproduktion wiedergibt! Die Ueberraschung ist gelungen, der zu Verhaftende selbst erkennt die Uebermacht seiner Feinde; aber trotzdem ist seine Haltung noch eine mildtrogige. Fällt dieses Bild durch seine ungemeine Kraft auf, so bilden verschiedene andere Kunstblätter des reichhaltigen Heftes den erwünschten wohlthätigen Gegenfag. Meistlich ist besonders H. Vogels „Nach der Taufe.“ Die Romane und Artikel sind fesselnd und werthvoll.

— Eine interessante Biographie von Peter Cornelius, dem zu so spätem Ruhm gelangten Dichtercomponisten, aus der Feder Adolf Sterns finden wir in dem jüngsten Heft (7) der illustrierten Zeitschrift „**Vom Fels zum Meer**“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), wie denn überhaupt die Kunst in ihren verschiedensten Aeußerungen an dieser Stelle neuerdings eine besonders sorgfältige Pflege findet. Dafür sprechen im vorliegenden Heft auch der geistvolle, prächtig illustrierte Aufsatz von D. Harnack über das „**Neue Museum in den Thermen des Diocletian in Rom**“ und die feinsinnigen, formvollendeten Uebertragungen von Proben altitalienischer Lyrik durch Frida Schanz. Die Freuden und Sorgen des „**Meerzer Carneval**“ schildert eine lustige Klauderei von Carl Laufs, zu der H. Junker die nicht minder lustigen Bilder geliefert hat. Von weiteren illustrierten Aufsätzen sei hier namentlich der über „**Tripolis**“ von Gerhard Rohlfz hervorgehoben. Zu den beiden Romanen „**Der Marschallstab**“ von Schulte vom Brühl und „**Der Rangirbahnhof**“ von Helene Böhlau, deren Vorzüge wir bereits gewürdigt haben und von denen der Letztere in diesem Heft schließt, ist eine köstliche Humoreske „**Obm Jonathan**“ von Victor Blüthen getreten. Die Vielseitigkeit des Sammlers, der neuerdings den Lesern auch die bedeutenderen Mitarbeiter der Zeitschrift in Wort und Bild vorzustellen begonnen hat, sowie die treffliche Ausführung der Kunstbeilagen verdient auch in diesem Heft rühmende Anerkennung.

— Als vierter Band des dritten Jahrgangs der Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde, Berlin, erschien loben: **Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde, Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten** von Professor Dr. **Syppolit Haas**. Zweiter vollständig in sich abgeschlossener Theil mit 163 Abbildungen. 297 Seiten in 8°. Einzelpreis gebestet M. 4, gebunden M. 4,75. Der zweite Theil des populär-wissenschaftlichen Wertes von Professor Haas „**Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde**“ liegt nun vor. Nicht minder reichhaltig, als der erste viel und gern gelesen, geschmückt mit 163 sehr wohl gelungenen und scharfen Abbildungen, behandelt dieser zweite Theil im ersten Abschnitt gleich zwei brennende Fragen der heutigen Geologie, Gebirgsbildung und Erdbeben. Tausende wandern alljährlich in den Sommermonaten hinaus in die grünen Berge, um sich einige Zeit darin zu erholen von der Anstrengung der Berufsarbeit, wie wenige davon wissen aber Bescheid darüber, wie diese himmelstreichenden Spigen und Hörner denn emporgehoben wurden aus den Tiefen der Erde! Im Haas'schen Buche werden sie in anregender Weise darüber belehrt werden. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht an irgend einer Stelle unseres Planeten Gedererschütterungen stattfinden. Aber auch die Menschen der unheimlichen Erscheinungen sind den allermeisten Menschen ein Räthsel, dessen Lösung gemäß dem neuesten Stande unseres Wissens Haas klar und deutlich giebt.

— **Menschenschicksal.** Der Novellen neue Folge. Von **Edward Stillebauer**. Preis brosch. M. 2.— (München, Dr. Albert u. Co.) Diese Novellen suchen das Schicksal der handelnden Personen aus ihrem inneren Charakter heraus zu erklären. Tragisch sind sie alle diese Figuren mit ihrem geringen Antheil an Schuld und dem traurigen Loos, das ihnen ein mißgünstiges Geschick beschieden hat. Menschen, die durch die Schuld ihrer nächsten Verwandten, durch die tragische Verbindung, in die sie das Leben gestellt hat, meit unbewußt den ersten Schritt zu dieser Verbindung vollziehend, dem Verderben entgegen gehen. In eigentümlicher Weise weiß der Verfasser das Leben in der Natur mit dem Seelenleben seiner Helden zu verquickeln, so daß über diese so realistischen Stoffe ein Schimmer der Romantik ausgebreitet zu sein scheint. So liegt ein gewisser fatalistischer Zug über dem Ganzen, der das Geheimnißvolle der Menschennatur und die tiefsten Abgründe des Seelenlebens zu hervorragender Geltung kommen läßt. Man fühlt sich unter dem Banne einer ungekamten Macht, deren Einsitz die Personen dieser Novellen unrettbar verfallen sind und dem sich kein Mensch, wenn er sich ernstlich prüft, verschließen kann. Durch seine allgemeinen menschlichen Züge wird dieses Buch in jedem eine verwandte Saite anklingen lassen.

— Ein **Sammelpunkt der schönwissenschaftlichen Schriftsteller aller Nationen** bildet die jetzt ihren vierten Jahrgang antretende Halbmonatsschrift „**Aus fremden Zungen**“, herausgegeben von Joseph Kürschner (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), welche vom ersten Tage ihres Erscheinens eine eigenartige Stellung in der modernen Zeitschriftenliteratur eingenommen hat. Aus der unendlichen Fülle dessen, was die gesammten außerdeutschen Literaturen der Gegenwart hervorbringen, wählt sie das Hervorragendste und am meisten Typische, ist unerschöpflich in ihren Gaben an Romanen, Novellen, Skizzen, kleinen Notizen und dabei ungemein billig (pro Heft 50 Pf.). In dem neuen Jahrgang werden Romane zc. enthalten sein von Jola („**Loudest**“, besonders interessant durch Jolas neueste Stellung zum Positivismus!), Alphons Daudet (eine tragische Ehegeschichte), Mautepassant, Mantegazza, Boborjkin, Jofai, Strindberg, Lic zc. zc. Von welcher Vielseitigkeit „**Aus fremden Zungen**“ ist, bezeugt am deutlichsten der Umstand, daß die Zeitschrift bisher 173 hervorragende Schöpfungen aus 26 Literaturen brachte. Wer die Quintessenz der modernen Literatur kennen lernen, wahrhaft geistbildend und abwechslungsreich sich unterhalten will, dem ist nichts Besseres zu empfehlen als die Halbmonatsschrift „**Aus fremden Zungen**.“

